

Erscheint täglich außer Sonntags.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernsprecher: Dönhoff (A 7) 292-297

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareillezeile
80 M., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postschickkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536. — Der Verlag behält sich das
Recht der Ablehnung nicht genehmer Anzeigen vor!

Notverordnung über Banken

Stückwerk und Flickwerk

Die Notverordnung über die Bankenkontrolle und über die Aktienrechtsreform ist soeben erlassen worden. Die Bankenkontrolle wird nach den ursprünglichen Plänen der Reichsregierung durchgeführt, also durch einen Kommissar im Zusammenwirken mit einem Kuratorium, dem außer dem Kommissar Vertreter der Reichsregierung und der Reichsbank angehören.

Unsere wirtschaftsdemokratischen Forderungen über die Zusammensetzung des Kuratoriums blieben unberücksichtigt.

Die Aktienrechtsreform beschränkt sich auf die am dringlichsten einer Reform bedürftigen Gebiete, also Publizitätsbestimmungen, Pflichtrevision, Verschärfung der Strafbestimmungen für die Verwaltungen und für die Funktionen des Aufsichtsrates. Sie enthält aber die bedenkliche Bestimmung, daß die Vorschriften über die Verschärfung der Publizität und über die Pflichtrevision von der Reichsregierung auf Grund einer Ermächtigung nach ihrem Gutdünken in Kraft gesetzt werden können und daß Uebergangsbestimmungen geschaffen werden können.

Der Bankkommissar.

In Durchführung der heute veröffentlichten Notverordnung über die Bankenaufsicht wird der Reichspräsident den Ministerialdirektor im preussischen Handelsministerium Dr. Ernst zum Reichskommissar für das Bankwesen ernennen.

Hugenberg für die Verfassung.

Er will keine VerordnungsPolitik.

Der Parteivorstand der Deutschnationalen Partei hat in den späten Nachtstunden noch folgende Entschlieung angenommen:

„Die Deutschnationale Volkspartei wendet sich aufs schärfste gegen jeden Versuch der jetzigen Regierung, auf dem Verordnungswege das Wahlrecht zum Reichstag oder zu einem der Länderparlamente abzuändern. Verfassungsmäßig hat über solche Änderungen allein die ordnungsmäßige Gesetzgebung zu entscheiden. Versucht eine Länderregierung, wie jetzt die preussische, unter Berufung auf eine verfassungsrechtlich anfechtbare Notverordnung der Reichsregierung das Wahlrecht des Landtags und damit ihre eigenen staatsrechtlichen Grundlagen selbstherrlich abzuändern, dann ist das sowohl vom Standpunkt des Reichsrechts wie des preussischen Staatsrechts ein Verfassungsverbruch. Die Deutschnationale Volkspartei legt gegen dieses Vorgehen um so schärfere Verwahrung ein, als die derzeitige Regierung in Anbetracht der heutigen politischen Einstellung der preussischen Wählerschaft die moralische Pflicht hat, schleunigst abzutreten und alle Entscheidungen grundsätzlicher, einschneidender Natur einer Regierung zu überlassen, die nach der Landtagsneuwahl dem Willen der Wähler entsprechend gebildet ist.“

Diese Entschlieung könnte ihren inneren Wert haben, wenn sie ehrlich gemeint wäre. Aber haben nicht gerade die Alldeutschen mit Hugenberg an der Spitze immer wieder von Hindenburg verlangt, er solle den Reichstag davonjagen und mit Hilfe des Artikels 48 gar eine neue Verfassung „verordnen“? Hat Hugenberg das alles vergessen?

Handelskonflikt Deutschland-Schweiz.

Scharfe Erklärung in Genf.

Genf, 19. September. (Eigenbericht.)

Die schweizerische Ankündigung von Sperrmaßnahmen gegen ausländische Einfuhr von Industriewaren veranlaßten den deutschen Regierungsvorstand Dr. Fosse, heute im Ausschuss, unter eindringlichem Hinweis auf die ungeheure Arbeitslosigkeit in Deutschland, die Schweiz sehr deutlich vor den Folgen solcher Maßnahmen zu warnen, ihr die Verantwortung für weitere Schädigung der europäischen Wirtschaft vorzuhalten und stärkste Gegenwehr Deutschlands anzukündigen.

Stuhl-Schweiz hofft noch auf ein befriedigendes Ergebnis der schwebenden Verhandlungen; die Berichtigung der Schweizer

Granatfeuer in der Mandschurei

Japaner beschießen und besetzten Mukden

Tokio, 19. September. (Reuter.)

In der Umgebung von Mukden kam es zu einem Zusammenstoß zwischen japanischen und chinesischen Truppen, nachdem Chinesen versucht hatten, die Brücke der südmandschurischen Eisenbahn zu zerstören. Die Japaner nahmen die chinesische Garnison von Weitahing gefangen.

Peking, 19. September. (Reuter.)

Eine japanische Abteilung eröffnete das Feuer auf das Arsenal von Mukden. Im Anschluß daran beschossen sie auch das chinesische Lager und die Stadt. Von zehn Uhr abends ab fielen alle zehn Minuten Granaten nieder, obwohl die Chinesen das Feuer nicht erwiderten. 70 bis 80 chinesische Soldaten wurden getötet.

Als der Gouverneur der Mandschurei, Marschall Tschanghsue-liang, diese Nachricht erhielt, befahl er den chinesischen Truppen die Waffen in die Waffendepots zu bringen und das Feuer nicht zu erwidern. In Peking glaubt man, daß die japanischen Militärbehörden so gehandelt haben, um die Chinesen zu zwingen, die Angelegenheit des Hauptmanns Katamura zu regeln, der dem japanischen Generalstab angehört und im Juni in der Mongolei ermordet wurde, angeblich von chinesischen Soldaten der Mukdener Armee. Chinas Zögern, auf die japanischen Proteste wegen der Ermordung Katamuras zu antworten, rief große Erbitterung im japanischen Militär hervor.

Entgegengesetzte Darstellungen — nur die Beschießung steht fest.

London, 19. September.

Marschall Tschanghsue-liang, der sich in Peking aufhält, hat ein Telegramm aus Mukden erhalten, daß Mukden von Japanern beschossen wurde und dabei etwa 80 chinesische Soldaten getötet wurden. Nach den chinesischen Berichten haben die Japaner am Freitag um 10 Uhr morgens das Feuer eröffnet. In Abständen von je 10 Minuten fielen Granaten in die Stadt gefallen. Das Feuer sei zuerst auf das Arsenal, dann auf das Truppenlager und die Stadt gerichtet worden. Japanische Truppen seien durch das Westtor in die Stadt einmarschiert. Der Marschall behauptet, daß die japanischen Militärs einen Zwischenfall hätten hervorgerufen wollen, um einen Vorwand für die Besetzung von

Mukden zu finden. Die chinesischen Truppen hätten sofort bei Beginn der Aktion Befehl erhalten, auf keinen Fall das Feuer zu beantworten. Die chinesischen Berichte stehen in direktem Gegensatz zu den Meldungen aus Tokio, die besagen, daß die Chinesen zuerst einen Teil der mandschurischen Eisenbahn gesprengt und die japanischen Truppen angegriffen hätten, die die Eisenbahn bewachten. Nach einem scharfen Gefecht hätten die Japaner die Kasernen der chinesischen Truppen besetzt.

Japan gesteht den Raubzug ein.

Tokio, 19. September.

Nach japanisch-militärischer Mitteilung haben die Japaner den Gürtel der Stadt Mukden angegriffen und sind in den Platz eingedrungen, nachdem sie das chinesische Lager nördlich der Stadt besetzt hatten. Es kam im Inneren Mukdens zu Scharmühen zwischen japanischen und mandschurischen Truppen. Angesichts der ernststen Lage wurde beschlossen, das Hauptquartier der japanischen Kwantung-Armee von Dairen nach Mukden zu verlegen. Ein neuer Zusammenstoß erfolgte bei Kwangtschangtschi nördlich Tschanghschun. Dort nahmen die Japaner die Stadt ein, die sie vorher besetzt hatten. Eine unbestätigte Nachricht aus Mukden besagt, daß das japanische Geschützfeuer die Stadt Peking zerstört und mehrere hundert Todesopfer gefordert habe. Nach einer anderen Meldung dagegen hätten die Japaner nur einige Schüsse abgefeuert.

Western hat japanische Infanterie mehrere Truppenteile der chinesischen Regimenter entwaffnet und die Offiziere in Haft gehalten. Bei der Schießerei wurden auch drei chinesische Arbeiter, die sich zufällig auf der Straße aufhielten, erschossen. Der japanische Kommandierende in Mukden erklärte, daß der ganze Festungsgürtel Mukdens besetzt werden würde, um die japanischen Staatsangehörigen vor „irgendwelchen feindlichen Kundgebungen zu schützen“. Der japanische Generalkonsul hat abgelehnt, irgendwelche Erklärungen über die militärische Aktion Japans zu geben.

Auch Tsingtau besetzt!

Tsingtau, 19. September.

Japanische Truppen sind heute vormittag hier gelandet. Die chinesischen Behörden haben Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung ergriffen. Die — Vergnügungslokale sind geschlossen worden.

Wieder eine unruhige Nacht.

Zwischenfälle in allen Stadtteilen.

Nach Schluß einer Hakenkreuzerversammlung im Sportpalast kam es gestern in den Nachtstunden an verschiedenen Stellen der Stadt zu Zwischenfällen. Die Polizei, die überall einen verstärkten Patrouillendienst eingerichtet hatte, konnte die Zusammenstöße im Keim ersticken.

In der Anklamer Straße auf dem Gesundbrunnen eröffneten mehrere Kommunisten auf vier Nationalsozialisten ein Pistolenfeuer. Eine Polizeistreife nahm die Verfolgung der Schützen auf, es gelang den Tätern jedoch zu entkommen. An der Ecke Gneisenau- und Rositzstraße bedrohten mehrere Kommunisten von der Sportpalastversammlung heimkehrende Nazis mit Schusswaffen. Daraufhin wurden von der Polizei mehrere kommunistische Verkehrslokale durchsucht, die aber erfolglos verließen. In der Sonntagstraße in Lichtenberg wurde ein Passant von Hakenkreuzern überfallen und erheblich verletzt. Die Täter flüchteten und entkamen trotz der sofort eingeleiteten polizeilichen Verfolgung. Bei einer Durchsuchung des kommunistischen Parteilokals in der Eckertstraße durch Beamte der Politischen Polizei wurden sieben Personen festgenommen und ins Polizeipräsidium gebracht.

Kurz nach Mitternacht entstand in der Mariendorfer Straße eine Schlägerei zwischen Kommunisten und Angehörige der NSDAP. Zwei Kommunisten wurden dabei leicht ver-

Handelsbilanz erzwingt eine Aenderung. Die Schweiz hat zunächst die Aenderung einiger Positionen des bestehenden Handelsvertrages mit Deutschland in Berlin beantragt. An eine Kündigung des Vertrages denkt die Schweiz nicht.

Tolles Banditenstück in Köln.

Ein Passant erschossen, mehrere verletzt.

Köln, 19. September.

Ein tolles Banditenstück, bei dem ein Straßenpassant sein Leben einbüßte, und mehrere andere verletzt wurden, verursachte am Freitagabend in der Spichernstraße große Aufregung.

Ein Autodieb, der dort einen unbeaufsichtigten Personenkraftwagen rauben wollte, wurde dabei von der Besizerin überrascht. Auf die Hilferufe der Frau eilte ein mit seiner Familie die Straße passierender 35jähriger Mann herbei. Der Verbrecher zog sofort einen Revolver und jagte dem Mann eine Kugel in den Kopf. Durch einen Blutspritzer trat der Tod auf der Stelle ein. Der Autodieb floh mit einem Komplizen in dem gestohlenen Kraftwagen. Auf der Fahrt gab er noch sieben Schüsse ab, durch die zwei Männer und eine Frau verletzt wurden. Das Ueberfallkommando und zwei andere Kraftwagen nahmen die Verfolgung der Banditen auf, die jedoch bisher erfolglos geblieben ist.

teft und mußten dem Urban-Krankenhaus zugeführt werden. Drei Rationalsozialisten wurden festgenommen und der Abteilung I A zugeführt. Eine Stohrstraße konnte beschlagnahmt werden.

Jüterbog — Via Torbogy.

Gleiches Gasrohr als Mantel für die Sprengmasse?

Budapest, 19. September.

Bei den Austräumungsarbeiten in Via Torbogy fand man auf der gegenüber dem Biadukt liegenden Böschung, in einer Entfernung von etwa 80 bis 100 Meter vom Schauplatz des Attentats, das geborstene Stück einer Röhre, die die bisherige Annahme widerlegt, daß das zur Ausführung des Attentats verwendete Ekrafit in einem Vulkanfaser-Koffer eingeschlossen war. Das gesunde Röhrenstück dürfte von einem außer Gebrauch gefehnten Gasrohr herrühren und ist ungefähr einen Meter lang mit einem Durchmesser von 3/4 Zentimeter. In dieses Eisenstück hatte man das Ekrafit hineingezwängt und die Kupferdrähte eingeführt, die mit zwei Taschenlampenbatterien verbunden waren. Zur Herstellung des Kontakts wurde das aus einem Vulkanfaser-Koffer herausgerissene Schloß benutzt. Das Jüterbogger Attentat ist, wie festgestellt, auf ähnliche Weise begangen worden.

Der Verdacht, der sich seit dem zweiten Tag nach dem Attentat auf den Kommunisten Leppin richtete, soll nach wie vor bestehen. Es sind gegen diesen Mann seither noch schwerere Verdachtsmomente aufgelaufen. Außer ihm werden noch andere Kommunisten verfolgt, die verdächtig sind, an der Vorbereitung des Anschlages teilgenommen oder davon Kenntnis gehabt zu haben. Die Polizei hat die gestern verhafteten Maschinenflicker Szatacsi und Kezner, da sie mit dem Attentat nichts gemein haben, entlassen.

Gestern begab sich ein Detektivoberinspektor im Flugzeug nach Deutschland, von wo er mit dem Berliner Passagierflugzeug bereits heute nach Budapest zurückkehrte. Er brachte Akten und Informationen mit, über deren Inhalt jedoch bisher nichts verlautete.

Wie wir aus dem Berliner Polizeipräsidium hierzu erfahren, steht man dieser Meldung bisher noch vorsichtig gegenüber. Es ist auch keine offizielle Nachricht von den ungarischen Untersuchungsbehörden über den Gasrohrfund und der angeblichen selben Materialbeschaffung in Berlin eingegangen. Da die Berliner Kriminalpolizei und die mit der Aufklärung des Jüterbogger Attentats betrauten Beamten, Kriminaldirektor Scholz und Kriminalrat Bannat, mit den ungarischen Polizeibehörden engste Fühlung haben, ist anzunehmen, daß bald eine Klärung der bisher nur von privater Seite verbreiteten Nachricht erfolgen wird.

Eisenbahnanschlag eines 14-jährigen.

Er wollte auch mal einen Zug entgleisen sehen.

Cimburg, 19. September.

Auf der Westermaldstraße Herbörn — Westernburg stieß, wie erst jetzt bekannt wird, der Personenzug 3502 zwischen den Stationen Fehli-Rixhausen und Hahn auf ein Hindernis, das von dem Schienenräumer der Lokomotive weggeräumt wurde. Die Untersuchung ergab, daß Rundhölzer von 15 bis 20 Zentimeter Durchmesser und 80 Zentimeter Länge mit Draht an den Schienen festgebunden waren. Darüber waren wiederum größere Rundhölzer gelegt worden. Das Ganze war mit Steinen beschwert. 50 Meter vor diesem Hindernis war noch ein schwerer Stein auf den Bahnkörper gewälzt worden. Die Cimburger Bahnpolizei hat den Täter bereits ermittelt. Es handelt sich — man hält es kaum für möglich — um einen 14-jährigen Jungen aus Hahn, der das Vieh hütete. Der Junge leugnete zunächst, legte aber schließlich ein Geständnis ab. Er hatte in der Zeitung von den großen Eisenbahnattentaten gelesen und wollte auch einmal einen Zug entgleisen sehen.

Hungersnot in Südostafrika.

Zurchbare Trockenheit. — Hilfsexpeditionen in das Hungergebiet.

London, 19. September.

In letzter Zeit leidet das Zululand im Norden Natals in Südostafrika unter einer furchtbaren Trockenheit. Seit über 12 Monaten hat es nicht mehr geregnet. Es wird berichtet, daß täglich 1000 Stück Vieh sterben. Der Boden ist so hart, daß nicht mehr gepflügt werden kann. Die „Daily Telegraph“ meldet, sind die weißen Eingeborenen am Verhungern. Die Behörden rufen Hilfsexpeditionen aus.

Die Qualen unter den Eingeborenen waren so groß, daß sich eine Frau zu einem furchtbaren Kindesopfer entschlossen hat. Sie sperrte zwei Kinder im Alter von zwei bis vier Jahren drei Tage lang ein, führte sie dann fort und gab ihnen ein geheimnisvolles Pulver, worauf die beiden Kinder zusammenbrachen. Die Frau hatte ihre Körper in Stücke und machte daraus „Pelu“, ein Medikament, von dem die Eingeborenen glauben, daß es den Regen herbeizubereit. Sie, eine zweite Frau und ein Mann wurden im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit von den Behörden verhaftet. Die Angeklagten gehören dem Sekukunistamm an, der Stachelschweine anbietet.

Auf dem Schulweg überfahren.

Das Opfer eines rasenden Motorradfahrers.

Auf dem Wege zur Schule wurde heute früh kurz vor 8 Uhr die 13-jährige Schülerin Liesbeth Trestow aus der Poststraße 44 beim Ueberschreiten des Fahrdammes in der Culmstraße von einem Motorradfahrer umgerissen und lebensgefährlich verletzt. Das Mädchen fand im Elisabeth-Krankenhaus Aufnahme. Nach übereinstimmenden Zeugenaussagen ist der Motorradfahrer, der in einem gerade unsinnigen Tempo die Straße durchrasste, an dem Unfall schuld. Er ist von der Polizei festgestellt worden. Es wäre wünschenswert, daß die Polizei den Parallelfraßen zur Potsdamer Straße mehr Beachtung schenkt, denn dieser Fall von Autokratie steht keineswegs vereinzelt da.

Bei Neubauten kein Mieterschutz.

Neue Verordnung des Wohlfahrtsministers.

Die angekündigte Verordnung des preussischen Wohlfahrtsministers über die Aufhebung des Mieterschutzes bei Neubauten ist jetzt beim preussischen Staatsrat eingegangen. Sie umfaßt nur einen einzigen Paragraphen, der folgendermaßen lautet: „Die Verordnung über Mieterschutz bei Neubauten vom 16. März 1928 in der Fassung der Verordnungen vom 27. Februar 1931 und vom 20. März 1931 tritt am 1. April 1932 außer Kraft.“

Ungewißheit über die Ozeanflieger

Wo sind Johannsen, Rody und Beiga?

Die am Sonntagvormittag bei Lissabon gestarteten und seitdem verschollenen Flieger Johannsen, Rody und Beiga benutzten bekanntlich das Landflugzeug Junkers W. 33, das vor etwa anderthalb Jahren von dem amerikanischen Ozeanflugbegleiter Levine und der amerikanischen Fliegerin Rabel Boll in Dessau für 90 000 M. erworben wurde und den Namen „Queen of the air“ (Königin der Luft) erhielt. Der Ozeanflieger Bert Koefia überführte damals das Flugzeug sofort nach dem Kauf von Dessau nach London, wo es dann zunächst blieb, da der Ozeanflug nicht ausgeführt wurde.

Da Ostwest-Ozeanflüge ohne Zwischenlandung auf den Azoren und den Bermudasinseln wenigstens dreimal so gefährlich sind, wie Flüge in umgekehrter Richtung und da Johannsen zum ersten Male eine unmittelbare Flugverbindung zwischen dem europäischen Kontinent und New York versuchte, war ein Mißlingen trotz aller Vorbereitungen, wenn auch nicht wahrscheinlich, so doch aus folgenden Gründen möglich: Der Wasserweg Lissabon — New York ist um etwa ein Drittel länger als der Seinerzeit von Köhl und später von Kingsford Smith von Irland nach Neufundland zurückgelegte, so daß das Flugzeug mit einem weit geringeren Betriebsstoffüberschuß ins letzte Wagnis kommt, das bekanntlich noch immer die größten Hindernisse birgt. Denn hier erwartet die Flieger nicht nur heftiger Gegenwind und Nebel, sondern als gefährlichster Feind tritt der nahe magnetische Pol in Erscheinung, der den magnetischen Kompaß in seiner Arbeit so erheblich stört, daß hierdurch schwere Kursabweichungen eintreten können, denen auch die beste Befugung machtlos gegenübersteht.

Alle diese Hindernisse werden wohl auch Johannsen zum Verhängnis geworden sein, der wahrscheinlich durch die genannten Schwierigkeiten zu nördlichem Kurswechsel verführt wurde und dann, nahe der Küste Kanadas entlang fliegend, schließlich mit dem

Landflugzeug auf dem nördlichen Atlantik wegen Betriebsstoffmangels notlandete. Nach Lage der Verhältnisse ist es nicht ausgeschlossen, daß die Flieger irgendwo an den Küsten Neufundlands oder des St.-Lorenz-Golfs ihrer Rettung harren. Auf alle Fälle darf man die Hoffnung auf Rettung noch nicht aufgeben, wenn die Meldung des Dampfers „Wenland“ zutrifft, der am 14. September die Junkers W. 33 etwa 550 Kilometer vor Halifax bei starkem Gegenwind gesichtet haben will, nachdem das Flugzeug erst etwa 32 Stunden in der Luft war.

Von Mongolen abgeschossen.

Bericht der deutschen Flieger.

London, 19. September.

Die beiden deutschen Flieger Otto Köllger und Johannes Kasse, die bei ihrem Flug über der Mongolei abgeschossen wurden, sind in Peking eingetroffen. Sie berichten, wie sie ohne Warnung beschossen wurden und der Boden ihres Flugzeuges von Gewehrfeuern durchlöchert war. Bewaffnete Soldaten umringten sie bei der Landung. Köllger, dessen Kniegelenk verletzt ist, war auf dem Transport völlig bewegungslos. Ihm mußte später das Bein amputiert werden. Drei Tage lang wurden sie durch die Steppe nach Nerga geschleppt, wo sie wegen Spionage verurteilt wurden. Sie protestierten, weil die Chinesen ihnen ausdrücklich gesagt hatten, daß die Mongolei chinesisches Gebiet sei und daß sie deshalb keinen Paß brauchten. Deutsche Kaufleute sandten ihnen Rahrung ins Gefängnis. Die Berufung bei den chinesischen Behörden blieb ohne jeden Erfolg. Als dann plötzlich die Freilassung erfolgte, sorgten die Behörden für guten Abtransport nach Peking.

Die Opfer der Meute

Einzelheiten über die hakenkreuzlerischen Krawalle vom Kurfürstendamm

Im Prozeß gegen die Kurfürstendamm-Heiden marschierten heute die Zeugen auf — zu 80 Prozent Polizeibeamte. Der Aufruf der Zeugen ergab erstaunlich wenig jüdische Namen. Schon die ersten Aussagen ließen das Bild der beschämenden Exzesse in ihrem ganzen Ausmaß entstehen. Man brauchte gar nicht erst Jude zu sein, um Prügel und die schwersten Verletzungen davonzutragen. Er grüßte, wenn man nicht wie ein Nationalsozialist aussah. Unter den Opfern gab es zahlreiche Nichtjuden, die deutsche Staatsangehörige sind, aber auch Ausländer wie Rumänen, Armenier usw.

Der erste Verletzte, den man kennen lernt, ist der

63-jährige Johannst Hocht

— ein Nichtjude. Nach Schluß seiner Sprechstunde befand er sich mit seiner jüngeren Frau auf einem Spaziergang. Ede Jansenstraße sah er einen Trupp Leute den Kurfürstendamm entlangkommen, Sprechchöre schrien: „Deutschland erwache — Jüden verrecke — Schlagt die Juden tot!“ Der Zeuge betrat mit seiner Frau den Eingangsbereich eines Hauses, aber schon im nächsten Augenblick stürzten auf ihn fünf Mann mit erhobenen Stöcken los. Er erhielt einen Schlag über den Kopf, einen anderen Schlag gegen die Schläfe, sein Gesicht blutete, seine Brille fiel zu Boden. Seine Frau lief hilflos schreiend auf die Straße. Der Zeuge glaubt, einen der Angeklagten wiederzuerkennen. Der Verteidiger stellt die ungezogene Frage: Es war ein Feiertag von Ihnen...? Zeuge: Entschuldigen Sie, ich bin nicht Jude!

Noch bezeichnender ist die Schilderung der Frau Hocht. Als sie schreiend und weinend den Fahrdamm entlang lief, erhielt sie von den Demonstranten einen Schlag gegen den Kopf. Sie rief: „Lassen Sie mich in Ruhe“, und lief weiter, verfolgt von den Rowdys. Erst an der Ecke bei der Firma Kempinski stieß sie auf einen Polizeibeamten, der gerade von der Jansenstraße herkam.

Die nächsten Zeugen sind Polizeibeamte. Der

Polizeihauptmann Obenhans

wurde gegen 9 Uhr mit seinen 20 Beamten eingesetzt. Ede Küstriner Straße erreichte er die ersten Nazitrupps. In der Nähe des Café Reimann, Stollmannstraße, kamen verschiedene Personen auf ihn zu, die geschlagen und verletzt worden waren. Beim Herannahen seines Wagens stoben die schreienden Trupps stets auseinander. Er ließ mehrmals absteigen, Zwangsstellungen vornehmen und lieferte die Verhafteten in den Polizeirevier ein.

Der Polizeiwachmeister Schüller hat den Angeklagten Kiedel zwangsgestellt. Der Polizeiwachmeister Buchholz den Angeklagten Bonin vom Sturm 49, der auf Befehl seines Führers Punkte an den Krawallen teilgenommen hatte.

Der Burche trug ein Koppel mit kommunistischen Abzeichen! Der Polizeiwachmeister Becker hat den „harmlosen Landarbeiter“, aus Reichenburg, festgenommen, als er gerade mit etwa fünf jungen Leuten Fersengeld gab. Man fand bei ihm ein feststehendes Messer und sechs Abzeichen der NSDAP.

Mit dem SA-Mann vom Sturm 33, Schubert, der gestern den Mund so voll nahm, hatte sich der Polizeiwachmeister Lautheuser zu befassen. Das Benehmen des jungen Menschen schien reichlich verdächtig, noch verdächtiger seine Hand in der Tasche. Nur ganz zögernd holte er sie auf die Aufforderung des Beamten hin heraus und dann kam der Totschläger zum Vorschein.

Die nächste Gruppe der Zeugen sind wieder

Opfer der Kurfürstendamm-Krawalle.

Der Zeuge Dr. Kraft ging gegen 9 Uhr in Begleitung seiner 75-jährigen Mutter und seines Freundes in der Richtung zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Ede Knechtstraße angelangt, hörte er laute Rufe, sah beide Seiten des Kurfürstendamm entlang große Trupps herantommen, Sprechchöre schrien: „Brot, Arbeit, wir haben Hunger. Schlagt die Juden tot.“ Er dachte gerade daran, auf welche Weise er seine Mutter in Sicherheit bringen könnte, da erhielt er schon einen Schlag über den Kopf, einen anderen gegen die Schläfe, die Mutter klammerte sich schreiend an seinen Arm. Der Freund zog beide zu einer Droßchke hin, alle drei wurden verfolgt, konnten jedoch wegkommen. Das Jahnsfleisch des Zeugen war aufgelodert, die unkre rechte Wade verletzt. Der Zeuge glaubt, in dem Angeklagten Feilke aus Reichenburg und dem Angeklagten Chavier vom Sturm 34 die Schläger wiederzuerkennen.

Staatsanwalt: Haben Sie nicht unter den Zuhörern einen weiteren Täter wiedererkannt.

Vorsitzender: Wollen wir ganz deutlich sein. Man riskiert unter Umständen, noch einmal Sengge zu bekommen. Zeuge: Ich bin mir dessen bewußt. Ich stelle mich aber ganz zur Verfügung.

Der Zeuge begibt sich in die Nähe des Zuhörerraumes, sieht sich genau sämtliche Anwesenden an, kann aber den Mann, den er heute morgen vor dem Gerichtsgebäude gesehen hat, und den er genau beschrieb, nicht wiedererkennen.

Der Zeuge Dr. Rosenfeld ist Lehrer. Am Sonnabend gegen 9 Uhr abends wollte er in das Café Reimann. Pöblich sah er sich einem Trupp Leuten gegenüber. Er witterte Gefahr, versuchte eine Tasse zu erreichen, im selben Augenblick lief auf ihn aus dem Trupp einer zu und schrie ihn an: „Auch solch verfluchter Jude“, und die Schläge hagelten auf ihn nur so nieder. Das ärztliche Attest stellt Verletzungen fest an der Schläfe, über und unter dem rechten Auge, unter dem linken Auge und einen Bluterguß am Schulterblatt. Der Zeuge hat bis gestern das Bett gehalten und ist auch heute noch wie benommen.

Der Dentist Pauly hatte kurz vor 9 Uhr an der Kasse des Kinopalastes Ufa am Zoo Karten gelöst. Da die Vorstellung noch nicht begann, schöppte er mit seiner Begleiterin vor dem Kino etwas frische Luft. Ein Trupp von etwa vierzig Mann befand sich gerade im Anmarsch. Ein Burche aus diesem Trupp sprang auf ihn zu, rief „Mensch lach nicht“. Der Zeuge erwiderte darauf seinen Ton: „Ich wüßte“, sagt er heute, „was gespielt wurde und daß es Prügel geben würde. Ich bin zwar kein Jude, kann meinem Aussehen nach aber für einen solchen gehalten werden. Ich zog es also vor, zu schweigen.“

Aber schon erhielt ich einen Faustschlag ins Gesicht, ich schlug zurück, jetzt stürzten sich mehrere Leute auf mich, ich erhielt einen zweiten Schlag mit einem Schlagring oder mit einem Schlagriemen und stürzte zu Boden.

Vorsitzender: Sie sagten, der Mann sprang auf sie zu, und rief: „Mensch lach nicht“. Gestern haben aber die Angeklagten die ganze Sache als äußerst lächerlich dargestellt.

Der Diplomingenieur Manca ist Rumäne. Er sah sich auf dem Kurfürstendamm einer Gruppe von 40 Mann gegenüber. Sie riefen ihm etwas von Juden zu und schon hatte er einen Schlag weg, daß er blutete.

Der 20-jährige Student Aram Ter-Minassean befand sich gegen 8 Uhr auf dem Wege zur Schüllerstraße, um hier an einer Versammlung seiner Landsleute, der Armenier, teilzunehmen. Da die Versammlung noch nicht eröffnet war, stand er mit einem Freunde vor dem Lokal. Es kam ein Trupp Leute vorbei, 5 bis 6 Mann fielen über die beiden nichtsahnenden Armenier her. Der Zeuge erhielt Schläge ins Gesicht und Fußtritte, sein Freund wurde niedergeschlagen. Ter-Minassean lief den Rowdys nach. Zur selben Zeit erschien die Polizei auf der Bildfläche. Was mit dem Mann, den er verfolgte, geschah, weiß er nicht. Er nahm sich eines auf dem Boden liegenden Verwundeten an. Im Polizeirevier wurden später noch fünf bis sechs Leute mit schweren Kopfverletzungen eingeliefert.

Der Konditoreibesitzer Reimann schilbert in anschaulicher Weise, wie sein Lokal demoliert wurde. Er hörte laute Rufe, sah einen Trupp Demonstranten herantommen, ahnte Böses und forderte seine Gäste, die im Vorgarten saßen, auf, ins Lokal hineinzugehen.

Etwa 25 bis 30 Mann vom Trupp schwenkten in seinen Vorgarten ab, fielen über die Gäste her, ergriffen Tische und Stühle, schleuderten sie in die Spiegelreiter- und zertrümmerten das Geschirr.

Reimann begab sich gleich darauf ins Polizeirevier und war hier Zeuge, wie etwa fünf bis sechs schwerverletzte Personen eingeliefert wurden.

Der 26-jährige Kaufmann Preiß sah von dem Wagen der Straßenbahn aus, wie eine Dame von hinten über den Kopf geschlagen wurde. Er sprang ab, um ihr zu Hilfe zu eilen, im selben Augenblick eilte aber bereits die Polizei herbei und räumte die Straße. Der Zeuge erkannte in dem Angeklagten Schejler vom Sturm 33 einen der Leute, die beim Herannahen der Polizei davonliefen.

Die Angeklagten scheinen noch immer nicht den Ernst der Sache erkannt zu haben. Die Aussagen ihrer Opfer rufen bei ihnen zuweilen eine fröhliche Stimmung hervor.

Der Mord von Kapfenberg.

Maschinengewehrpatrone auf die Arbeiter.

Diese tausend Arbeiter, aber auch bürgerliche Republikaner, haben den Genossen Rainz und Geißler, den Todesopfern steirischer Heimwehrbanditen, in Obersteiermark und dann in Wien das letzte Geleit gegeben. Eine ganze Anzahl anderer Genossen liegt schwerverletzt im Krankenhaus.

Die Kapfenberger Arbeiterbetriebsräte erzählen schreckliche Einzelheiten über die Schredensstaten. Nach der Ermordung des Rainz rann das Blut in breiten Bächen bis zum Eingang des Arbeiterheims herab und auf die Straße. Stephan Frühwirth liegt mit schweren Verletzungen im Werkspital. Er hat einen Lungen- und Herzschuß. Flögel wurde mit einer schweren Stetschuhwunde ins Spital von Brust eingeleitet. Im Arbeiterheim sieht es mißlich aus. Alle Fenster sind von den Putschisten eingeschlagen, die Türen zerdrückt worden. Rainz hinterläßt eine Frau, der tote Franz Geißler eine Frau und drei unversorgte Kinder.

Im Werkshotel, dem Hauptquartier der Putschisten, hat man sechs Maschinengewehre und eine große Menge Ekstrakt und Dynamit gefunden.

Man konnte es nicht verhindern, daß einige Heimwehrburschen von den ungeheuer erbitterten Arbeitern die wohlverdiente Tracht Prügel erhielten.

Dabei sind die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Industriestadt Kapfenberg sehr traurig. Der Stand der Arbeiter ist im Böhmertal bis auf 1800 herabgesunken. Kurzarbeit herrscht, und gegen diese hungernde Bevölkerung werden noch von den kalten Ingenieuren und Direktoren die Nordbestien losgelassen.

Starzhemberg, Pirimer und die anderen sind vermögend. Man müßte sie zum Schadenersatz für die Menschenleben und die Verwüstungen, die ihre Schergen angerichtet haben, zwingen.

Die Genossen in Marein.

Otto Bauer berichtet in der „Arbeiter-Zeitung“ von dem Besuch, den er und Genosse Sener, Vorsitzender der Parteiorganisation in Wien, in Marein und Kapfenberg gemacht haben. Dort wohnen im Konsumvereins-Haus zwei Genossen, davon der eine, Genosse Richter, ein pensionierter Eisenbahner, der Lokomotivführer der Partei ist. Seit dem Mutttag von St. Lorenzen, als die Heimwehr ein Arbeiterfest überfiel und mehrere Teilnehmer ermordete — alles strafflos —, stehen die Arbeiter von Marein unter dem schärfsten Terror. Nur wer sich der Heimwehr verkaufte, behielt seine Arbeit im Böhmertal, dessen Besitzer auf Rotary-Tagungen und dergleichen mehr humanitäre Reden hält. In der Putschnacht eröffneten Heimwehrbanditen, die nicht wagten, ins Konsumhaus einzubrechen, Feuer aus Infanteriegewehren auf die Fenster. Richter sprang, um nicht im Bett erschossen zu werden, in den „toten Raum“ neben der Tür. Vier Stunden hielt er da aus, den Revolver zur Selbstverteidigung in der Hand, während die Geschosse spannenbreit an ihm vorbeisauften. Gegenüber dem Konsumhaus ist ein Gendarmenposten mit vier Mann; er hält sich widerstandslos von der Heimwehr entwaffnen lassen. Erst als nach vier Stunden Genossen von draußen Richter boten, sein und seiner Frau Leben nicht länger in Gefahr zu bringen, ergab er sich und wurde als „G-jüngler“ abgeführt.

Zwei Tage danach hatte die Heimwehr eine Versammlung; die beiden Genossen konnten es nicht wagen, die Nacht im Konsumhaus zu verbringen. Nach drei Tagen danach war der Heimwehrführer, ein Arzt, nicht mehr da.

Um überhaupt Versammlungen abhalten zu können, haben die Mareiner Genossen einen Kellerraum unter dem Konsumhaus zu diesem Zweck ausgelassen und hergerichtet.

Die Genossen hungern, sie werden am Leben bedroht, aber sie verkaufen ihre Gesinnung nicht!

Ist die Heldentat der sozialistischen Arbeiterbewegung schon vorbei?

„Meine Frau — die Hochstaplerin.“

Glorio-Palast.

Unsere Zeit gibt dem Hochstapler die ganz große Chance. Diese Feststellung ist sogar in einem Hugenberg-Lichtspieltheater erlaubt. Aber sie wird weder zur Anlage noch zum Protest, sondern nur zur lustigen Unterhaltung.

Das ist zwar sehr kurzweilig; denn Käthe von Kagg ist eine ganz entzückende kleine Frau, die ihren Mann mit genau so viel Unverschämtheit wie Glück in die Position eines Generaldirektors schiebt. Dieser Mann ist Heinz Rühmann, ein ewig lamentierender, tapfziger, gutmütiger Kerl. Er ist nicht nur seiner Frau, er ist auch dem mit aller Selbstverständlichkeit und allen feinsten Geschäften machenden Silbermann verfallen. Fröh Grünbaum spielt den so wasgedacht und so überwältigend komisch, daß bei der Premiere mehr als einmal seine Worte im Beifallstosen untergingen.

Hermann Vallentin ist der vollkommene, Wohlhabenheit repräsentierende Großkaufmann, obwohl sich weit mehr als ein Kuckuck bei ihm zu Hause einnistet hat. Theo Lingert ist als Manager ein Eitel überlebensartiger, während Alfred Abel sehr reserviert und sympathisch einen unwahrscheinlich reichen Amerikaner zeichnet.

Kurt Geron hatte als Regisseur nicht den Mut, ohne Schlagger auszukommen, sie unterbrechen ständig die Handlung. Geron, der als Regisseur von Kabarettfilmen Versager auf Versager lieferte, führt sich als Tonfilmregisseur sehr nett ein. e. b.

Ein Gerhart-Hauptmann-Theater in Breslau. Das Thalia-Theater in Breslau ist jetzt von der Breslauer Volksschule erworben worden und soll in Zukunft den Namen „Gerhart-Hauptmann-Theater“ tragen. Für die Leitung der Bühne ist ein auf fünf Jahre vorgesehener Vertrag mit dem Intendanten Barnag abgeschlossen worden. Für das nächste Jahr ist ein Umbau des Theaters geplant.

Maria Jericha wird vor ihrer Fahrt Amerika an der Berliner Staatsoper am Sonnabend, 26. September, zum ersten Mal die Wollfabrikanten des Vereins „Berliner Presse“ eine ihrer berühmtesten Partien, die „Tosca“, singen.

Im Rose-Theater wird „Rose Bernd“ nur bis einschließlich 26. September gegeben, da anlässlich des 25jährigen Jubiläum am 27. September, abends 9.15 Uhr, als Festvorstellung „Der Talisman“ von Johann Reinhard in moderner Bearbeitung in Szene geht. Die Premiere ist am 27. September, abends 8 Uhr.

Die Lessing-Hochschule wird im Herbstquartal eine Reihe aktueller Vorträge über „Progen des Tages“ veranstalten. Zunächst spricht Dienstag, 8 Uhr, Arnold Reiberg über „Mettung aus der Kapitalverknappung, Wirtschaftskrisis, Arbeitslosigkeit“ im Reichswirtschaftsrat.

Der Film „Kanonnen oder Traktoren“ verboten. Die Filmüberprüfungsstelle hat auf Antrag der Regierungen von Bayern, Württemberg und Baden die Zulassung des Filmbreitens „Kanonnen oder Traktoren“, der von Sowjeto Moskau hergestellt wurde, widerrufen.

Schwindel um die Fremdenlegion

Die „nartotifizierten Opfer“.

Vor einer Woche etwa wurde von Lüneburg aus durch die „Telegraphen-Union“ eine Meldung verbreitet, nach der zwei Franzosen, die einen Tischlergesellen nartotifiziert haben sollten, um ihn in die Fremdenlegion zu verschleppen, vom Lüneburger Gericht zu je vier Jahr Zuchthaus verurteilt worden sein sollten.

Einzig die Fachleute in den verschiedenen Polizeipräsidien, die das Ressort „Fremdenlegionswerbung“ zu bearbeiten haben, lächelten sehr skeptisch über die Kunde aus Lüneburg. Und prompt erwies sich, wie der „Soz. Pressedienst“ mitteilt, die Nachricht als von A bis Z frei erfunden, als hundertprozentiger Schwindel! Jemandem halblöcher Schwäger halber nominierenshalber erzählt, seinem Bruder sei solches widerfahren und er selber habe jetzt ein Schreiben erhalten, daß die Verschlepper zu Zuchthaus verurteilt worden seien. Das genügt, um die sensationell aufgeputzte Meldung in die Presse zu geben.

Daß die Fremdenlegion der vielgerühmten Zivilisation des zwanzigsten Jahrhunderts alles andere als Ehre macht, bedarf keiner Heroherhebung. Da die armen Teufel, die ihre Uniform tragen, nicht nur in allen Kolonialkriegen Frankreichs als billiges Kanonensfutter verbraucht werden, sondern auch zu einem Hungerlohn und unter unwürdigen Arbeitsbedingungen bei Straßen-, Kasernen- und Bahnhofsbauten hart schanzten müssen, unterliegt der Mensch in dieser Truppe militärischer Unterjochung plus kapitalistischer Ausbeutung.

Für den Sozialisten gibt es also angesichts der Fremdenlegion nur eine Lösung: Fort mit ihr!, und die Forderung erheben auch unsere französischen Parteifreunde bei jeder Gelegenheit. Aber eines hat die Legion nicht nötig, Werbeagenten auszusenden, die mit Versprechungen, mit List oder mit Gewalt Rekruten einfangen; sie kann der bezahlten Werber aus einem sehr einfachen und banalen Grunde völlig entrotten: sie verfügt, namentlich seit dem Weltkrieg, über einen

unbezahlten und unbezahlbaren Werber, der heißt Arbeitslosigkeit.

Die Arbeitslosigkeit, der Hunger treibt besonders aus Deutschland, aber auch aus den anderen betroffenen Ländern der Region Rekruten in solchen Scharen zu, daß nicht nur ihre verschiedenen sehr starken Infanterie-, Kavallerie- und Artillerieformationen überfüllt sind und ständig um neue Kadets erweitert werden, sondern daß auch in sorgfältigster Siebung nur die kräftigsten und gesündesten der Anwärter genommen werden. Da zwei Fünftel aller sich

Reisenden als untauglich abgewiesen werden, wären die französischen Heeresbehörden irrsinnig, wollten sie Geld für eine so überflüssige Einrichtung wie Werber zum Fenster hinauswerfen. Die Berichte über Werber, die junge Menschen mit Bier, Schnaps, Zigaretten oder Schokolade betäuben und dann im Auto über die Grenze bringen, sind deshalb ausnahmslos Märchen. Schon im Vorkriegsdeutschland erhielt der Abgeordnete Dr. Müller-Meinungen im Reichstag einmal von der kaiserlichen Regierung auf eine kleine Anfrage den Bescheid:

„Die Behauptung, daß auf deutschem Boden eine Werbetätigkeit ausgeübt werde, hat sich bisher in keinem Falle erweisen lassen und hat sich in vielen Fällen als erfunden herausgestellt.“

Und solche Werber gibt es heute erst recht nicht!

Wenn gleichwohl diese Fabel immer wieder auftaucht, so einmal deshalb, weil deutsche Legionäre, nach Ablauf ihrer Dienstzeit oder nach gelungener Flucht in die Heimat zurückkehrend, sich schämen, ihren freiwilligen Eintritt zuzugestehen und lieber der Welt ihren freien Willigen Eintritt zuzugestehen und lieber der Welt den Bären von der Betäubung und Verschleppung aufbinden. Dann lebt wohl im Unterbewußtsein des Volkes auch noch eine Erinnerung an die Werber Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II.; die „langen Kerle“ des „Soldatenkönigs“ und das Kanonensfutter der Schlesischen Kriege und des Siebenjährigen Krieges wurden in der Tat auf die oben beschriebene Art zusammengefangen, und wenn die Zeit auch noch keine Zigaretten und Autos kannte, so ging es mit einem halben Liter Schnaps und einer Reiseflasche ebenso gut. Unschuldig aber ist auch Frankreich nicht an der Verbreitung solcher Gerüchte. Der Artikel 179 des Versailler Friedensvertrags legt Deutschland die Verpflichtung auf, „deutsche Reichsangehörige zu hindern, deutsches Gebiet zu verlassen, um in die Armee, Marine oder die Luftstreitkräfte irgendeiner fremden Macht einzutreten“, aber, heißt es weiter: „Diese Bestimmung berührt nicht das Recht Frankreichs, gemäß den französischen Militärgeetzen und Verordnungen Rekruten für die Fremdenlegion anzuwerben.“ Durch diesen Paragraphen wagt sich Frankreich lediglich das Recht, Deutsche in die Legion einzustellen, seine Fassung erlaubt jedoch die fälschliche Auslegung, als plane Frankreich Legionen nach Deutschland zu entsenden.

Nicht den Legionswerbern gilt es das Handwerk zu legen, weil es sie nicht gibt, sondern den Brunnengigellern, die mit dem Schwindel von den Legionswerbern gegen Frankreich und gegen die deutsch-französische Verständigung die öffentliche Meinung aufpuffen.

Sollen wir Goethe feiern?

Die Frage klingt etwas merkwürdig, die in der „Literarischen Welt“ aufgeworfen wird: „Soll das Goethe-Jahr 1932 gefeiert werden?“ Der Herausgeber möchte mit einem Nein antworten, da unsere Zeit Goethe zu fremd gegenüberstehe, um ihn ohne Heuchelei würdigen zu können, und da wir heute „ganz andere Sorgen“ hätten. Er hat auch bei manchen der hervorragenden Dichter und Gelehrten, die sich geäußert haben, Zustimmung gefunden. So meint Jakob Wassermann: „Der Gedanke einer Goethe-Feier erscheint mir in der Tat manchmal so absurd, als wenn in einem Chicagoer Schlachthaus plötzlich ein Tierapostel aufträte, um mit heiliger Inbrunst das Oheleueangelium zu predigen.“ Ebenso ist Rudolf Pannwitz der Ansicht, daß wir den Goethe-Tag nicht feiern dürfen: „Erst eine ungeheure vollkommene Umkehr — und zu der mag Goethe helfen und da mag er genannt werden — und dann, nachdem das deutsche Volk durch die Tat bewiesen hat, daß es noch in irgendeinem Sinn sein werden will, dann sei eine schlichte und ehrwürdige Feier einmal wieder gestattet.“

Die Mehrzahl der Antwortenden weist aber diese negative Einstellung zurück; auch sie erkennen die Schwierigkeiten und Hemmnisse an, die heut einer Feier im Sinne des Meisters entgegenstehen, und Wilhelm Schäfer hebt hervor, daß wir immer Unglück hatten mit unseren Goethe-Feiern, so mit dem 100. Geburtstag, der 1849 gerade in den Kagenkammer nach dem „tollen Jahr“ fiel und jetzt 1932; „aber“, fragt er, „sollte nicht aus der fälschlichsten Beschäftigung mit Goethe noch ein Körnchen Segen aufgehen können?“ Entschieden gegen das „Schweigen über Goethe“ wendet sich Thomas Mann: „Die Welt schickt sich an, das Fest zu begehen. Das Théâtre Français will den „Faust“ spielen. Die Columbia-Universität in New York hat Gerhart Hauptmann zum Redner bestellt und wird ihm ihren Ehrendoktor verleihen. Die Kommission für Literatur und Kunst beim Völkerbunde wird Frühjahr 1932 ihre Sitzungen in Frankfurt a. M. abhalten, und die erste soll ausschließlich und feierlich dem Gedächtnis Goethes geweiht sein. Und Deutschland soll sich in düster-vieldeutiges Schweigen hüllen? Es geht nicht.“ Auch Thomas Mann sieht die Schattenseiten einer solchen Feier, „und doch“, schließt er, „wenn ich die Nacht hätte, ich würde den Deutschen nicht verbieten, ein paar Wochen lang von Goethe zu reden.“

„Ob wir vorbereitet, fähig, würdig und innerlich berechtigt sind, den Todestag Goethes zu feiern, kommt gar nicht in Frage“, erklärt der Münchener Romanist Karl Vossler. „Wir sind dazu verpflichtet. Jede Gemeinschaft, die mit europäischem Bildungswesen zu tun hat, ist es; keine kann so arm sein, daß sie einem Kaiser im Reiche des Geistes nicht Ehre erweisen könnte: hörbare, sichtbare Ehre. Auch glaube ich nicht, daß die Nacht, in der wir leben, dadurch verkürzt wird, daß man die wenigen Lichter, die noch brennen, zudeckt.“ Emil Ludwiczky schlägt vor, „am Gedentage eine Auswahl Goethischer Aussprüche über die Deutschen in allen deutschen Blättern, Universitäten, Schulen, Parlamenten, Vereinen durch den Zwang einer Rotverordnung zu publizieren. Hieron könnten die Deutschen eben jetzt mehr lernen als durch alle die Festreden, in denen sie sich nach einem hundertjährigen Mißverständnis in ihm zu spiegeln wagen werden.“

Theater am Rollendorfsplatz.

Max Adalbert im „Beschleunigten Personenzug“.

Im „Beschleunigten Personenzug“ von Hans Reimann und Heinrich Spaerl entwickeln sich die Komplikationen aus einem altbekannten Schwankelement, aus dem Seilensprung. Die Kleine, die dem Herrn Stadtoberamtmann Brinkmann aus der Provinz zu einer vergnügten Nacht in Berlin verhöhlen hat, kauft aus dem Hotel die Weltwache. Da sich Herr Brinkmann teils aus angeborener Korrektheit, teils aus Unerfahrenheit mit seinem richtigen Namen ins Gästebuch eingetragen hat, erfolgt gegen ihn und seine Frau ein Ermittlungsverfahren. Aus begrifflichen Gründen will er die

wahren Zusammenhänge natürlich nicht aufdecken, und seine Frau kann ihn auch nicht entlasten, denn sie hat in derselben Nacht ebenfalls einen Seitensprung gewagt. Und so kommt es zur Krönung der Pöste, zur Gerichtsverhandlung, in der Max Adalbert-Brinkmann zum Vergnügen der Zuschauer den undisziplinierten, naiv-unerschämten Angeklagten spielt.

Aber auch dies letzte der fünf Bilder des Schwanks entschädigt nicht für die Längen und die Mißverhältnisse der Eingangsbilder. Denn ein Verhör vor dem Kriminalkommissar und eine Gerichtsverhandlung haben wir schon einmal, und zwar im „Etel“ gesehen, Szenen, in denen Adalbert eine wahrhaft umwerfende Komik gezeigt hat. Die vielfachen Anläufe an diese Adalbertsche Paraderolle wirken im „Beschleunigten Personenzug“ nahezu peinlich.

Die Kunst Adalberts hebt das Stück über das Niveau der reinen Pöste hinaus. Wenn der korrekte Beamte durch tausend Verlegenheiten gequält wird, so ist das die übliche Klammottentomik, Max Adalbert dämpft aber diese Komik und erzielt gerade damit die stärksten Wirkungen. Seine Gestalt behält auch in den verzwicktesten Situationen überzeugende Natürlichkeit, und sein trockener Humor hat etwas rührend Menschliches.

Das sehr zurückhaltende Publikum geht erst in der Gerichtsphase aus sich heraus, in der Adalbert zwischen Verstocktheit und poltern-der Freiheit lustig hin- und herpendelt.

Das neu hergerichtete „Theater am Rollendorfsplatz“ wird mit seinem Eröffnungstück nicht viel Glück haben. In Anbetracht des „Etel“ ist es kein „Beschleunigter Personenzug“, sondern eine Retourkutsche. dgr.

„Der Damenfriseur.“

Thalia-Theater.

Die Franzosen Armout und Gerbidou, die Verfasser der Komödie „Madame hat Ausgung“, geschrieben ein Lustspiel um den Pariser Damenfriseur Antoine. Dieses Lustspiel hat Robert Blum zu einem musikalischen Schwank verarbeitet, für dessen Musik Walter Bromme verantwortlich zeichnet. Das Thalia-Theater eröffnet damit die Winterpielzeit.

Mario ist der Mann, den die Frauen umschwärmen. Er onduliert wundervoll die Bubiföpfe mit Fingern, deren Berührung erregend wirkt. Von der Köchin bis zur gnädigen Frau wird dieser Herr mit dem sex appeal angeheimelt. Das führt zu Komplikationen in der Ehe, denn Marios Frau, eine hübsche, in Anständigkeit eingepöfelte Provinzlerin entschließt sich in Eifersucht. Am Schluss sieht sie ein, daß alles nicht so schlimm war.

Ein routiniert gezimmertes Schwank ohne Ambitionen, der in der Szenenführung Raum für Tanzkavarsen läßt. Kurt Schwabachs Texte sind nicht geistvoller als die übliche Produktion, und Walter Bromme schreibt einen Tango und ein Tanzduett, die vielleicht die Antwortkraft auf Schlagler haben. Sonst bewegt sich die Musik auf den bekannten Jazz-Bahnen.

Kurt Fuch spielt den bezaubernden Figaro. Er ist scharmant, tänzerisch groziös und bringt die Chansons mit dem sicheren Gefühl für Wirkung. Neben ihm Werner Gille, ein kultivierter Boudoier, der auch zu charakteristischer Versteht. Brit Hald singt noch mit etwas unsicherer Stimme. Herbert Döblin entwirft hübsche Bühnenbilder. —4.

100mal „Die schöne Helena“. Im Kurfürstendam-Theater begibt gestern Offenbachs ewig junge „Schöne Helena“ unter Reinhardts Regie das Jubiläum der 100. Aufführung. Der Glanz und die Frische, das wunderbare Ineinanderspiel aller Künste sind immer die gleichen. Frau Rosina ist von ihrem Urlaub zurückgekehrt und ist wieder die Krone aller Helenas.

Keine Schließung der Städtischen Oper. Der Arbeitsausschuß des Ausschusses der Städtischen Oper A. G. beschäftigt sich in seiner Freitagssitzung unter Vorsitz von Bürgermeister Lange mit der Wirtschaftslage der Städtischen Oper. Es wurde übereinstimmend festgestellt, daß eine Schließung der Städtischen Oper nicht in Betracht kommt.

Die Geschichte der Woche:

Tramp im „Zeppelin“

Von Gerhart Hermann Mostar

Ein in Amerika verarmter Deutscher versuchte, als blinder Passagier auf dem „Zeppelin“ nach Deutschland zurückzugelangen.

Ganz unvermittelt, ganz unwiderstehlich hatte er ihn überfallen, der sehnsüchtige Wunsch, der Mutter drüben die bittere Wahrheit zu schreiben. Bisher hatte er nur hier und da eine Karte geschickt mit der kurzen Botschaft: „Es geht mir gut.“

„Liebe Mutter! Ich hoffe, daß dies der letzte Brief ist, den ich Dir aus Amerika schreiben muß und daß wir uns bald wiedersehen.“

So hatte er geschrieben, und das Fieber hatte indessen den Schweiß in seine Finger und auf seine Stirn getrieben, und die fallenden Tropfen hätten fast die Schrift der Adresse verwischt; dann hatte er den Brief zur Post gebracht.

Er kam gerade an dem Tage in Pernambuco an, an dem auch das Luftschiff ankam. Er sah es, wie es im hohen Blau des Himmels hing, ein silberner Fisch — und erschrak, erschrak so, daß er es nicht vermochte, sich am südlich französischen Jubel der Tausende zu beteiligen, die um ihn waren.

Es ist nicht leicht, Gelegenheiten auszunutzen, wenn man Fieber hat und Hunger. Wenn die Arme zittern, mit denen man sich an Mauern hinaufzieht, und wenn die Augen klammern, mit denen man nach Beobachtern späht.

Er hat es sogar geschafft; hat das erste wenigstens geschafft. Er sitzt im Schiff, irgendwo im Schiff. Sein Versteck ist nicht günstig; es gibt hier keine günstigen Verstecke.

„Sie sind heran. Sind um Schrittesbreite vor ihm. Er tut die Augen nicht auf.“

Eine Hand greift nach ihm — er entzieht sich nicht. Einer sagt: „Hier ist er!“

Also haben sie ihn gesehen, als er sich einschlich. Also ist Schluss, endgültig Schluss.

Er steht vor drei, vier Männern. Sie lachen. Er möchte sie in

die lachenden Frauen schlagen. Können sie nicht wenigstens ernst bleiben vor der Not, vor dem Tod?

„Herr M., nicht wahr?“ Seinen Namen wissen sie? Woher haben sie seine Papiere? Er fühlt nach ihnen: sie sind da. Wer hat ihn verraten?

„Sie hätten sich einen bequemerem Eingang suchen können, Herr M.! — Bitte, kommen Sie mit. Ihre Kleider liegen in Ihrer Kabine.“

Kleider? ... Kabine? ... Ein Irrtum, irgendein Irrtum. Soll er ihn bestehen lassen? Unsinn: hat keinen Zweck. Sie nehmen ihn doch nicht mit. ...

Aber er sagt nichts, kann nichts sagen. Läßt sich führen, geschlossenen Auges. Läßt sich auf einen Stuhl setzen.

„Ich bringe Ihnen sofort zu essen, Herr M.“ Eine Tür schließt sich.

Nach einer Weile erst blickt er auf. Vor ihm, auf einem Tischchen, liegt eine Plakarte, lautend auf seinen Namen. Daneben zwei Briefe. Der eine — der eine trägt seine, seine eigene Handschrift! Er liest sich laut vor:

„Liebe Mutter! Ich hoffe, daß dies der letzte Brief ist, den ich Dir aus Amerika schreiben muß, und daß wir uns bald wiedersehen.“

„Dieses unheimliche Nichts...“

Begegnung mit einem Hoffnungslosen / Von Erich Preusche

Schauplatz der Begegnung: der Helmholzplatz in Berlin N. Zeit: abends, kurz vor der Dämmerung. — Ich komme von einer plan- und ziellosen Wanderung durch die Straßen, um nach Hause zu gehen.

Der sonderbare Sänger blickt auf. Er sieht mich und unterbricht seinen Gesang. Ich gehe an ihn heran und sehe mich zu ihm auf die Bank. Er guckt mich schief von der Seite an, als wolle er sagen: Was willst du denn von mir?

„Es hat Zeiten gegeben — beginnt er wieder —, da kannte ich keine trüblichen Stimmungen. Aber das ist lange her. ... Jetzt wirkt alles niederdrückend auf mich; ich bin arbeitslos.“

„Wir — die Jugend von 24, 25, 26 Jahren —, wir können mit allem abschließen. Unsere schönste Jugendzeit fiel in den Krieg, der uns die Väter genommen hat oder sie uns vollkommen verändert, von den Feldzügen verzehrt, zurückgab.“

Was soll das? Was ist das? Was ist das da für ein Brief, der daneben liegt? Sind das nicht — schrieb den nicht seine Mutter? Ritten drin beginnt er zu lesen:

... darum bitte ich Sie herzlich, nehmen Sie meinen Sohn mit nach Deutschland! Er wird versuchen, den Fahrpreis abzarbeiten, auch ich werde das meinige tun. Ich wäre Ihnen so sehr dankbar ...

Draußen beginnt eine Kapelle zu spielen, werden Reden gehalten, werden Kommandos gegeben. ... Er blickt zum Fenster hinaus, nicht nach unten, das tut in seiner Wirrnis den Augen weh: nach oben, da ist grauer Himmel, nur ein einziges blaues Loch ist da im Osten, jetzt hebt sich das Schiff, gleitet auf dies Loch zu. ...

Gibt es eine Hand, die so mächtig wäre, um ihm eine solche Tür ins Blaue aufzutun, um ein Loch zu reißen in die graue Unerbittlichkeit dieses majestätisch grausamen Lebens? Gibt es solch eine mächtige Hand?

Er blickt auf den Brief vor ihm. ... Es gibt eine.

Diese Geschichte ist nicht erfunden. Sie geschah bei der Heimkehr des Luftschiffs „Graf Zeppelin“ aus Pernambuco, im Sommer 1931.

Last, ohne Bewegungsfreiheit, und was das Schlimmste ist: ohne jemals welche erwarten zu können. Ich sitze mutterseelenallein in dem großen Berlin. Wenn das Wohlfahrtsamt nicht wäre: ich könnte mich gleich aufhängen.

Er schwieg. Wir drehten uns Zigaretten. Die Dämmerung kam wie eine schwarze Wolke herab. Er fuhr fort: „Glauben Sie mir: viel schlimmer als die leibliche Not ist die geistige Not! Wir hungern, ja, aber wer zählt die seelischen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit?“

Ich laufe, als sähen die Furien hinter mir. Und dann fehlt mir der Mut, nach Hause zu gehen. Ich habe Angst. Sinnlose, unwichtige Angst: da zu Hause möge etwas auf mich lauern. Es ist eine richtige Plahangst. Wohnen Sie auch möbliert? Kennen Sie diese meistens trostlosen, mit lässigen Rippen und gehäkelten Sofas bedeckten „verzierten“ billigen möblierten Zimmer? Meine Wirtin ist sehr anständig, aber ihr Mann ist jetzt auch arbeitslos.

Ganz leise scheidet die Nacht herunter. Auf uns beide, auf die deutsche Jugend, die 1905 geboren ist. ... Drüben, vor den gleichenden Lichtreklamen eines Kinos, geistern Schwestern hin und her. Die Kellern kündigen den neuesten Militärschwanz an. Mein Nachbar schweigt. Er brütet still vor sich hin.

